

Facts | Wissen | 22. März 2007

Ab in die Schublade

Vorurteile hat jeder - mit gutem Grund: Sie bieten Orientierungshilfen für das Hirn und ersparen unnötige Denkarbeit. Doch für die Opfer sind Vorurteile gefährlich, sie mindern ihre Leistung.

Der Test entlarvt das häufigste Vorurteil überhaupt: «Vorurteile haben alle – ausser mir.» Jeder hat fixe Vorstellungen von bestimmten Menschen, Vorurteile florieren geradezu: Muslime werden als potenzielle Terroristen beargwöhnt, IV-Rentner als Scheininvaliden, junge Ausländer als Vergewaltiger. Grund genug für Wissenschaftler, sich an die Fersen des Vorurteils zu heften. Allmählich verstehen sie, wie Vorurteile entstehen, weshalb sie sich hartnäckig halten und wen sie bevorzugt befallen. Neue Studien zeigen: Vorurteile programmieren unser Verhalten, feuern uns an oder lassen unsere Leistung in den Keller sinken – ohne dass wir etwas davon merken.

Psychologen wissen heute: Vorurteile sind eigentlich nichts Schlechtes. «Sie ergeben sich aus dem normalen menschlichen Denken und sind unverzichtbar», sagt der deutsche Vorurteilsforscher Jens Förster. Im neuen Buch «Schubladendenken» zeigt er auf, dass das Hirn nicht die Kapazität hat, alle Informationen zu verarbeiten, die ständig auf uns einprasseln. Wir sind gezwungen, mit Hirnschmalz haushälterisch umzugehen und mentale Abkürzungen zu benutzen. Eine davon: Menschen anhand einfacher Merkmale zügig in geistige Schubladen einzuordnen – und uns aufwändiges und womöglich unnötiges Differenzieren zu ersparen.

«Vorurteile geben uns eine schnelle Orientierungshilfe», erklärt Förster. Wer gespeichert hat, dass Frauen sich nicht für Fussball interessieren, wird auf einer Party ein Gespräch mit einer Unbekannten nicht mit Köbi Kuhn beginnen. «Die Schablonen im Kopf dienen als Leitplanken für unser Verhalten - auch wenn wir damit peinlich falsch liegen können.» Das Grips sparende Vorurteil trifft eben nur auf manche zu. Die Nachbarin schert sich einen Deut um das runde Leder, während die Cousine bei jedem FCZ-Spiel von der Tribüne grölt. Als ob wir das nicht wüssten – trotzdem bleiben wir in der Praxis geistige Geizkragen.

«Die sind doch alle gleich»

Der Grund liegt im Unbewussten: Vorurteile erhalten Schützenhilfe von unserer verzerrten Wahrnehmung. Die Welt lässt sich nicht in Kategorien einteilen? Dann biegt sie das Gehirn zurecht: Studien zeigen, dass wir Unterschiede zwischen Gruppen überbewerten, solche innerhalb einer Gruppe gern übersehen. Finden Sie nicht auch, dass sich alle Japaner ähnlich sehen? Erfahrung und psychologische Experimente belegen: In der eigenen Gruppe nehmen wir die Vielfalt an Individuen besser wahr als in Fremdgruppen. «Das geht bis zum Eindruck: Die sind doch alle gleich», sagt Vorurteilsforscher Förster. Folglich kann man sie ohne schlechtes Gewissen über einen Kamm scheren.

Diese so genannte Outgroup-Homogenität mag teilweise daran liegen, dass Menschen mehr Umgang mit Mitgliedern der eigenen Gruppe haben und so deren individuelle Merkmale besser kennen. Das reicht als Erklärung aber nicht aus: Klagen Frauen, dass die Männer alle gleich seien, liegt's kaum daran, dass sie keinen Kontakt zum anderen Geschlecht hätten. Vielmehr neigen wir dazu, Informationen über Mitglieder der eigenen Gruppe getreu auf den Einzelnen zu beziehen, auf Maria, Jeannette oder Lea, solche über andere Gruppen jedoch zu abstrahieren – «Männer halt».

Eine weitere Verzerrung der Wahrnehmung macht Vorurteile zum Balsam fürs Ego. Wir nehmen die eigene Gruppe als positiver wahr: Die Basler finden die Zürcher arrogant, die Zürcher die Basler provinziell, für die Romands sind die Deutschschweizer Bünzli, für die Deutschschweizer die Romands zu wenig diszipliniert.

Der Psychologe Henri Tajfel fand heraus: Egal, aus welchem fadenscheinigen Grund wir einer Gruppe zugeteilt werden – wir bevorzugen sie sofort. Tajfel legte Schülern erst eine Schätzaufgabe vor, dann teilte er sie für ein nächstes Experiment in zwei Gruppen auf. Tajfel sagte ihnen, er nehme Einfachheit halber die Resultate von vorher als Kriterium und bilde eine Gruppe aus Unterschätzern und eine aus Überschätzern. Nun mussten die Schüler Geldbeträge zwischen zwei Kollegen aufteilen. Wer die beiden waren, wussten sie nicht, einzig, dass einer der eigenen Gruppe angehörte, der andere der fremden. Das Ergebnis: Ohne dass sie einen Nutzen davon gehabt hätten, beschenkten Überschätzer die Überschätzer reichlicher, Unterschätzer die Unterschätzer.

«Sich mit einer Gruppe zu identifizieren und sie als besser zu erachten als die anderen, hebt das Selbstwertgefühl», sagt Andreas Zick, Vorurteilsforscher an der Universität Bielefeld. Die Forschung zeigt tatsächlich: Menschen äussern mehr Vorurteile, wenn ihr Selbstwertgefühl vorher Kratzer abbekommen hat. US-Psychologen konfrontierten Studierende mit einem Intelligenztest. Unabhängig vom tatsächlichen Resultat erhielt je die Hälfte der Studenten die Rückmeldung, sie hätte über- beziehungsweise unterdurchschnittlich abgeschnitten. Dann sollten die Probanden eine Bewerberin beurteilen, die ihnen entweder als jüdisch oder als italienisch vorgestellt wurde. Studenten, deren Selbstwertgefühl durch den IQ-Test gelitten hatte, beurteilten die Frau schlechter, wenn sie anscheinend Jüdin war. Die anderen diskriminierten nicht.

Vorurteile machen Mädchen schlechter in Mathematik

In eine Schublade gesteckt zu werden, ist nicht harmlos: Vorurteile mutieren zu sich selbst erfüllenden Prophezeiungen. «Positive Vorurteile beflügeln, negative Vorurteile machen verkrampft», sagt Psychologe Förster. Wer von Vorurteilen betroffen ist, riskiert, sich dem Klischee gemäss zu verhalten. Das kann verheerend sein. Untersuchungen in mehreren Ländern zeigen: Mit sechs Jahren sind Mädchen im Lösen mathematischer Probleme gleich stark wie Jungs. Unterschiede zeigen sich erst nach ein paar Schuljahren. «Das deutet darauf hin, dass Mädchen nicht weniger talentiert sind, sondern auf Grund von Vorurteilen bei Eltern und Lehrkräften weniger gefördert werden», sagt Jens Förster. Die Mädchen zeigen schliesslich tatsächlich schlechtere Leistungen.

Wie wenig es braucht, um uns zu blockieren oder zu Höchstleistungen anzuspornen, demonstrierte der US-Psychologe Geoffrey Cohen: eine 15-minütige Schreibübung genügt. Afroamerikanische Kinder und Jugendliche müssen in der Schule ständig befürchten, mit schwachen Schulleistungen den schlechten Ruf ihrer Gruppe zu zementieren. Dieser Dauerstress, so haben Forscher belegt, ist mitverantwortlich für die tieferen Noten dunkelhäutiger Schüler.

Cohen liess nun weisse und schwarze Schüler der siebten Klasse zu Beginn des Schuljahres einen Aufsatz schreiben. Die Schüler sollten einen für sie wichtigen Wert, etwa Freundschaft, wählen und kurz ausführen, weshalb er ihnen so viel bedeutet. Am Ende des Schuljahres zeigte sich Erstaunliches: Die schwarzen Schüler, die über sich und ihre Werte rasoniert hatten, zeigten klar bessere Leistungen. Die Notendifferenz zwischen Weiss und Schwarz verringerte sich um 40 Prozent. Die Forscher nehmen an, dass sich die Schüler während der Übung ihrer selbst versichert hätten und so unempfindlicher gegenüber Vorurteilen geworden seien.

Ein gefestigtes Selbstgefühl macht uns also stark gegen die Vorurteile anderer. Was aber schützt uns davor, selber welche zu entwickeln? Auch wenn wir alle Vorurteile haben, so schlagen sie doch nicht bei jedem gleich ins Kraut. Die Psychologen haben einen Typus identifiziert, der besonders anfällig fürs Schubladendenken ist. Diese Menschen sind überzeugt, dass die Gesellschaft ohne Hierarchie nicht funktioniert. Sie verhalten sich zwar fürsorglich gegenüber Schlechtergestellten, verweisen sie aber in die Schranken, wenn sie aus der untergeordneten Rolle ausbrechen. Zum Beispiel der Patron alter Schule: loyal und ohne Berührungängste gegenüber seinen Angestellten – aber wehe, einer muckt auf.

Schon Zweieinhalbjährige denken in Schubladen

Auch wirtschaftlicher Mangel und Unsicherheit lassen uns in die Vorurteilsfalle tappen. «Zu viele Menschen stehen jeden Morgen verunsichert auf, gehen verunsichert zur Arbeit», sagt der Soziologe Sandro Cattacin von der Uni Genf. «Der Homosexuelle oder die Karrierefrau lösen in diesen Leuten eine Abwehrreaktion aus, die sich eigentlich gegen die moderne, beschleunigte Welt richtet.»

Was tun? Wie verhindern, dass Minderheiten nicht für das Unbehagen des Einzelnen büßen müssen? «Vorurteile werden gelernt – über Erfahrung, von anderen oder via Medien», sagt die Berner Psychologin Sabine Sczesny. Und das schon früh: Eine israelische Studie etwa fand schon in zweieinhalbjährigen Kindern antiarabische Vorurteile.

Sczesnys Gegenrezept: «Man kann ein Leben lang lernen.» Fährt uns ein Vorurteil durch den Kopf, heisst es, gelassen bleiben. Wer geistige Fauxpas unterdrückt, spielt dem Vorurteil in die Hände. Ermahnen wir uns ständig, bei «Kosovo-Albaner» nicht «kriminell» zu denken, tun wir es erst recht. Und je öfter die Verknüpfung im Gehirn aktiviert wird, desto tiefer gräbt sich die Gedächtnisspur darin ein.

Dass die unterdrückten Vorurteile erst recht gedeihen, sieht der Soziologe Sandro Cattacin in seiner aktuellen Studie bestätigt. Er verglich seine Daten zur Menschenfeindlichkeit in der Schweiz mit jenen aus Deutschland – und fand einen bedeutsamen Unterschied: «In der Schweiz ist Intoleranz mit einer konservativen Einstellung verbunden, während in Deutschland vor allem die gesellschaftlich wenig integrierten Vorurteile äussern.»

Leute mit menschenfeindlichen Haltungen hätten zwar in beiden Ländern Angst vor Veränderungen, wollten weniger Ausländer oder weniger Rechte für Homosexuelle. «Hier fordern sie das aber als Mitglieder einer Gesellschaft, die sie verteidigen wollen», sagt Cattacin. Die vergleichbaren Gruppen in Deutschland hingegen hätten sich ausgeklinkt. «Ein gefährlicher Zustand.» Da sei ihm eine SVP lieber, die gegen Ausländer wettete, damit aber eine Debatte anstosse. «Hie und da ein blöder Spruch von Blocher tut ganz gut.»

Zu viel Political Correctness ist also kontraproduktiv. Kontakte zu Minderheiten sind hingegen wissenschaftlich erprobte Mittel, um missliebige Assoziationen durch neue geistige Verknüpfungen zu ersetzen. Von einem Tag auf den andern lässt sich das Hirn allerdings nicht umprogrammieren – erst recht nicht bei den Annehmlichkeiten, die Vorurteile unserem Gehirn bieten. Geduld ist also gefragt. Denn schon Albert Einstein wusste: «Ein Vorurteil ist schwerer zu zertrümmern als ein Atom.»

*Jens Förster, «Kleine Einführung in das Schubladendenken», DVA, 250 Seiten, 30.10 Franken.

Box:

Schweizer Vorurteile

- 54 % sind mit der Aussage einverstanden, dass Ausländer Sozialleistungen missbrauchen.
- 42 % finden, Frauen sollten wieder mehr zu ihrer Rolle als Mutter und Hausfrau zurückfinden.
- 42 % denken, dass Junge unter zwanzig Jahren sich nicht für die Gemeinschaft interessieren.
- 39 % sind gegen die Ehe gleichgeschlechtlicher Paare.
- 36 % lehnen Obdachlose ab, die Passanten anbetteln.
- 32 % finden, Ausländer respektierten ihr Umfeld nicht.
- 30 % empfinden das Tragen eines Schleiers als demütigend für muslimische Frauen.
- 24 % finden, Juden seien teilweise selbst verantwortlich für ihre Verfolgung während des Holocaust.
- 21 % sind der Meinung, dass Menschen über 65 ein Problem für die Gesellschaft sind.

Quelle: Studie von Sandro Cattacin, 2006, Universität Genf

Interview:

Witze als Vorbeugung

FACTS: Herr Förster, steckt nicht in jedem Vorurteil ein Körnchen Wahrheit?

Jens Förster: Das hat man früher vermutet. Doch es gibt Vorurteile, die völlig falsch sind. Sie halten sich, weil man sie nicht überprüft. Zum Beispiel: «Zigeuner klauen.» Niemand geht für sich die Kriminalstatistiken durch und vergleicht die Zigeuner mit den Schweizern. Wenn nichts dagegen spricht und ich dieses Vorurteil äussern kann, ohne dass mir jemand über den Mund fährt, bleibt die Assoziation eben im Gedächtnis bestehen.

FACTS: Kann man Vorurteile zum eigenen Vorteil ausnützen?

Förster: Ja, klar. Ich mache das, indem ich in brenzligen Situationen meinen Professorentitel gebrauche, weil ich weiss, dass man mir dann positiver entgegentritt. Eine Frau kann positive Stereotype in einem Bewerbungsgespräch ausspielen, wenn sie etwa auf ihr typisch weibliches Gespür hinweist. Viele glauben das immer noch.

FACTS: Sind Minderheitenwitze tabu?

Förster: Einerseits sind sie bedenklich, weil sie Assoziationen stärken: Blondinenwitze erinnern uns immer wieder daran, dass Blondinen angeblich doof sind. Andererseits haben Witze etwas Befreiendes. Ich erforsche deshalb, ob Witze einen vorbeugenden Effekt auf diskriminierendes Verhalten haben können.

FACTS: Humor als Entkrampfungsmittel?

Förster: Genau. Seine Funktion könnte sein, am Stammtisch politisch unkorrekte Gedanken einmal rauszulassen, um sie dann, wenn sie relevant sind - etwa am Arbeitsplatz -, weniger zu haben. Denn verkrampfte Normen sind fatal: In den USA wird den Leuten verboten, in der Firma auf die Kleidung von Frauen Bezug zu nehmen. Da denkt man dauernd daran, was man nicht tun soll - und wird den Gedanken nicht los.

FACTS: Wie sinnvoll sind gesetzliche Massnahmen wie ein Antirassismugesetz?

Förster: Einerseits kann der erwähnte Bumerangeffekte auftreten, andererseits sind die Gesetze notwendig, um bewusste Diskriminierung zu verhindern.

FACTS: Besteht Hoffnung auf eine Gesellschaft, die ohne solche Gesetze auskommt?

Förster: Wir beobachten, dass viele Vorurteile weniger extrem, weniger emotional geworden sind. Es gibt keinen Aufschrei der Empörung mehr wegen einer Frau in der Führungsetage. Generell bekommt man aber die Kategorien, die hinter Vorurteilen stecken, nicht aus dem Kopf. Wir denken in Gruppen, so ist unser Gedächtnis aufgebaut. Und es wird immer Gruppen geben, die man nicht mag. Deshalb werden die Menschen immer Vorurteile haben.

FACTS: Sie schildern in Ihrem Buch, dass Sie wegen Ihres zweiten Berufs als Chansonier bei Bewerbungsgesprächen nicht immer für voll genommen wurden. Stecken Sie das als Vorurteilsexperte leichter weg?

Förster: Im ersten Moment geht es mir wie allen andern: Ich verstehe nicht, warum mir das passiert. Man möchte meinen, dass in Berufungskomitees von Universitäten lauter intelligente Leute sitzen, darunter auch Psychologen, die sensibilisiert sein müssten für das Thema Vorurteile. Als Vorurteilsforscher habe ich immerhin die Möglichkeit, das Ganze im Nachhinein zu rationalisieren: Ich weiss, dass Intelligenz eben nicht vor Vorurteilen schützt.

Jens Förster, 42, ist Psychologieprofessor an der International University Bremen, wo er Ursache und Wirkung von Vorurteilen erforscht. Neben seiner akademischen Karriere macht er – als studierter Opernsänger – schrilles Kabarett und singt Chansons.